

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 11

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

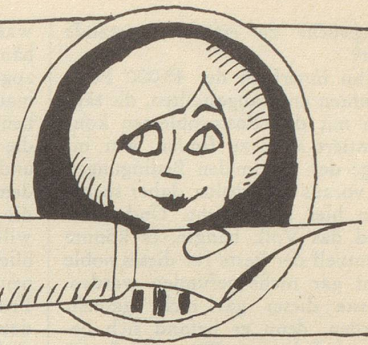
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Wie der Landjäger Freudiger dank einer Gemse im «Schweizerhof» zum Baron von Freud geworden ist

Nein, der Titel stammt nicht von mir. Auch nicht die Geschichte. Ich habe sie im «Anzeiger für die Stadt Bern» gelesen, mehrspaltig und genau 40 Zentimeter lang. Sie greift so ans Herz, dass ich sie Ihnen nicht vorenthalten kann.

An einem regnerischen Oktoberabend des Jahres 1951 besteigt Landjäger Freudiger mit seiner Frau irgendwo das Postauto. Sie fahren nach Bern und steigen selbender die Treppe hinauf in die Schultheissenstube des «Schweizerhofs» (Anmerkung: Gauer Hotel, first class). «Landjäger Freudiger nahm mit seiner Gemahlin in gemessener Art und Weise an einem urchigen, hölzernen Tische Platz, und es störte ihn wenig, dass dort bereits eine sehr bejahrte, vornehme Dame sass.» Jaja, die goldenen Fünfzigerjahre, als bei uns die biedereren Landjäger – sofern diese Bezeichnung damals überhaupt noch irgendwo gebraucht wurde – ungeniert mit vornehmen Damen am selben urchigen Tische speisten! Aber hören wir weiter: «Alles französisch», brummte der Landjäger, die Speisekarte sorgfältig betrachtend, allerdings «mehr zu sich selbst als etwa zu seiner Frau, denn diese hatte von fremden Sprachen ohnehin keine Ahnung.» Die arme Frau Freudiger, eben noch als Gemahlin in gemessener Art und Weise Platz genommen, bekommt die Speisekarte gar nicht zu Gesicht, denn im Unterschied zu ihr kann ihr Mann Französisch. Zwar nur ein einziges Wort, aber wir alle wissen ja, wie entscheidend ein Wort im Leben oft sein kann. So auch hier. Vertrauensvoll hat sich der Landjäger an die fremde Dame gewandt, um zu fragen, welches Wort denn nun Hasenrücken bedeute. Freundlich erklärt sie es ihm und übersetzt auch noch die Bezeichnung für Hirsch, indem sie «ihren blaulackierten Fingernagel an die entsprechende Stelle auf Freudigers Karte» legt. Haben Sie das gewusst? Also, ich meine das mit den blaulackierten Fingernägeln anno 51. Aber die Dame hat einen fremdländischen Akzent und ihre Güter im fernen Land Bovolien;

dort war man sicher immer schon fünfundsiebenzig Jahre voraus.

Die Dame fragt nun ihrerseits Freudiger etwas, nämlich, was «chamois» heisse. Sie haben richtig geraten: Gemse ist das Schlüsselwort zu Freudigers Glück. Denn gleich am nächsten Tag fahren Freudigers mit der Dame in die Berge, um ihr die Gemen zu zeigen. Und wie es eben so zu gehen pflegt mit Reisebekanntschaften, die Dame revanchiert sich und lädt Freudigers auf ihr Schloss ein. Schon ein halbes Jahr später kündigt Freudiger seine Landjägerstelle, um als Haushofmeister und bald auch «Herr des ganzen Gesindes» für immer bei der Dame zu bleiben. Wahrscheinlich bekam er dort eine viel schönere und glänzendere Uniform. «Und als die Dame nach einigen Jahren starb, hinterliess sie ihm aus Dank für die Gemesengeschichte den Titel «Baron von Freud.»

Ich wusste bisher nicht, dass man Titel hinterlassen kann; aber nehmen wir doch aus Sympathie für den ehemaligen Landjäger an, sie habe ihm auch sonst noch etwas hinterlassen. Jedenfalls kommt er mit seiner Frau (jetzt Baronin, wie ich hoffe) «Jahr für Jahr einmal zurück nach Bern. Nämlich wenn es Zeit geworden ist für den Festival de la Chasse im «Schweizerhof». Vielleicht sitzt er dort mit seinen früheren Kollegen, den Landjägern von Bernland, an urchigen, hölzernen Tischen und spendiert ihnen «Faisan à la choucroute» oder «Médailles de chevreuil aux morilles à la crème»? Nur dürfen sie ihn ja

nicht fragen, was alle diese Dinge heissen. «Denn als Baron darf er sich keine Blößen mehr erlauben.» Ende der Geschichte.

Jetzt wissen wir endlich, wie man vom Landjäger zum Baron wird. Eigentlich originell, sozusagen eine neue Variante. Bei der Courths-Mahler blieb das Schicksal, in den Adel aufzusteigen, doch meist nur armen, schönen Mädchen vorbehalten. Probieren Sie's doch einmal aus; schicken Sie Ihren Mann in den «Schweizerhof», denn jeder Gast des «Schweizerhofs» kann schliesslich ein potentieller Baron sein, und die andern haben eben immer schon ihre Schlösser in Bovolien besessen.

Ohne der einen oder andern Sorte anzugehören, erlaube ich mir doch noch eine kleine Anregung zur Betriebsrationalisierung. Wie wär's, Herr Gauer, wenn Sie Ihre Speisekarten im «Schweizerhof» künftig auch in deutscher Sprache auflegen liessen? Sie könnten sich damit manche Geschichte ersparen.

Nina

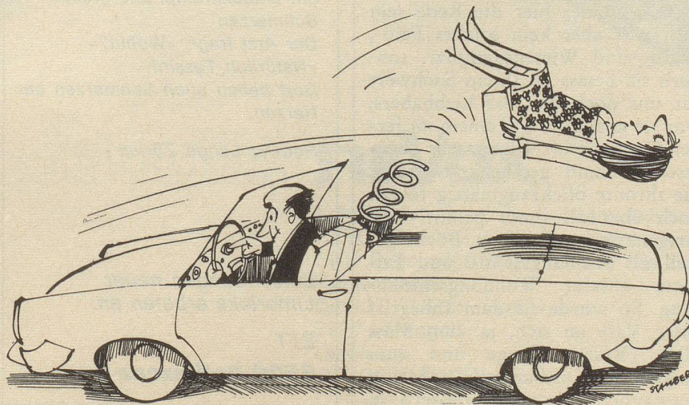
Um Himmes willen, nicht so hoch!

So soll Dr. Poldi X ausgerufen haben, als ihm, der stellenlos und daher auf Suche nach Arbeit war, das Podest eines Direktors angeboten wurde. Darf's ein Vizedirektorposten sein? Auch das nicht. Dr. Poldi X hatte immer noch Angst, es könnte ihm schwindlig werden in solchen Höhen, und was dann? Wer hoch hinaufsteigt, kann weit herunterfallen! Doch da wäre noch der Posten eines stellvertretenden Direktors, denn, wie

man von höherer Warte aus genauestens informiert wurde, ist strengstens zwischen Vize- und stellvertretenden Direktoren zu unterscheiden. Dem gewöhnlichen Bürger ist Hans was Heiri, nicht so dem Bund, wie man uns kürzlich lächelnd belehrte. Doch auch der stellvertretende Direktor passte Dr. Poldi X nicht, er war ihm immer noch zu hoch. «Dann ist leider nichts für Sie vorhanden, denn auf allen übrigen Posten sind Fachkenntnisse nötig», sagte daraufhin der Chef zu Dr. Poldi X, der nicht Poldi Nobel hiess.

In einer Demokratie werden öffentliche Stellen immer zur freien Bewerbung und Konkurrenz ausgeschrieben, und daraufhin wählt man nur den Allerbesten. Das weiss ein jeder, Sie sicher auch? Und sind Sie auch davon überzeugt, dass das bestens funktioniert? Die Besten der Besten werden auf diese beste aller Arten selektioniert. Wenn dazu noch die besten Beziehungen zu den Wahlmännern hinzukommen, so ist der Fall auf bestem Weg: der Beste hat vorgesorgt und hat die besten Beziehungen bereits bestens gepflegt. Somit funktioniert das Wahlsystem in der Demokratie allerbestens, womit nicht etwa gesagt sein soll, es funktioniere in nicht-demokratisch organisierten Ländern weniger gut!

Anschauliches Beispiel: kürzlich war wieder einmal ein Generaldirektor fällig. Angesichts der Schwierigkeiten, mit denen sich die PTT konfrontiert sieht, welche auf den besten Kopf mit den besten Ideen in unsern nicht mehr besten Zeiten dringlich angewiesen ist, kam natürlich nur der Beste in Frage. Dieser durfte seinerseits auch einiges erwarten, handelte es sich doch um eine Generaldirektorenstelle mit einem Gehalt in sechsstelliger Zahl – jedem, was ihm gebührt! Wo aber, so frage ich, war nun diese Stelle zwecks Ermittlung des Besten ausgeschrieben? Wo konnte man vernehmen, welche besten Voraussetzungen dieser zu erfüllen hatte? Er musste nämlich erstens welscher Zunge und zweitens von einer ganz bestimmten, deutlich erkennbaren Qualitätsmarke, genannt Parteifarbe, sein. Konnte man bei derart strengen Massstäben überhaupt die Hoffnung hegen, einen Kandidaten zu finden, der diese höchsten



Ansprüche zu erfüllen imstande war?

Ihn innerhalb der 45 000 Postbeamten und -angestellten, die täglich mit den Postproblemen konfrontiert sind, zu finden, war infolge der maximalen Bedingungen im voraus aussichtslos, daher suchte man hier auch nicht. Und während das Volk bangte, es könnte eventuell der Beste für dieses noble Amt gar nicht gefunden werden, musste dieser gar nicht gesucht werden, denn er befand sich bereits auf bestem Weg, als Bester erkoren zu werden.

Nobel muss man wählen, sagten die Wahlväter, und wählten ihn.
Rätisana

Der grosse, weisse Zirkus

Gegenwärtig nicht mehr so hochaktuell wie anfangs Saison, aber immer noch Schlagzeilen machend. In der Rückblende all des via Guckkasten Geschehens möchte ich sagen: eigentlich alles ein wenig wie im alten Rom. Nur die Arena hat sich verändert, ist viel grösser geworden, hat sich in die Länge und in die Höhe gezogen. Doch die Schaulustigen sind sich gleichgeblieben. Der randalierende Pöbel, flaschenwerfend und blutrünstig, unter den wirklich Kampfund Sportbegeisterten. Fragt sich nur, mit was die Römer damals

warfen und ob sie auch mit Spruchbändern für ihre Favoriten aufzogen und den übrigen faulen Klamaux zwischen den Spielen trieben. Gleichgeblieben sind sich auch die Athleten, junge Männer, Tod und Teufel nicht fürchtend. Mit dem Unterschied allerdings, dass die heutigen Gladiatoren sich freiwillig in den Kampf begeben. Geblieben sind auch die Ehrentribünen für die «Höchsten» und die Prominenz. Was aber sichtbar fehlt dabei, ist des Allerhöchsten berüchtigter Daumen, was nicht ausschliesst, dass ein anderer noch gewichtigerer Daumen, je nach Laune (über das irrsinnige Treiben unten), das gefürchtete Zeichen gibt.

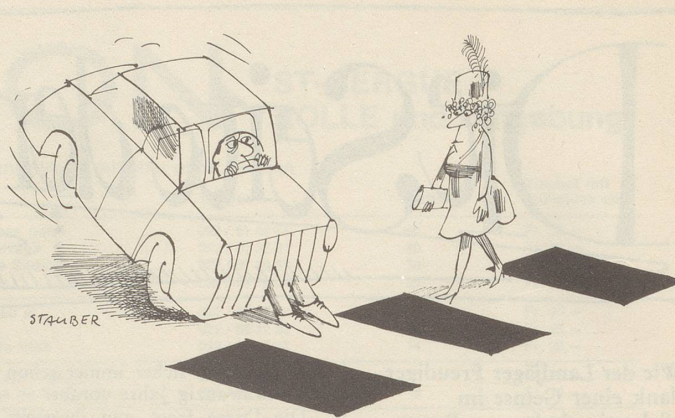
Eines jedenfalls ist sicher, kein «Speaker» musste damals das Volk mit schallender Stimme auffordern, den Athleten zweiter und dritter Klasse etwas Beifall zu spenden. Auch wanderten die Leute sicher nicht nach den ersten paar Kämpfen schon ab, weil ja der Tagessieger bereits ermittelt und man punkto geschundener Körper auch auf die Rechnung gekommen war.

Inzwischen hat der weisse Zirkus ein Gastspiel in Frankreich gegeben, das ihm die dicksten Schlagzeilen einbrachte und einige der tollkühnen Raser in Spitalpflege. Uebrigens, die Zirkusspiele der Römer wurden, laut Lexikon, 325 n. Chr. verboten! RM

Die Wundervase

Wenn man nicht weiss, was man einander zu all den Festen schenken soll, kauft man als Ausweg am besten Vasen. Solche häufen sich dann im Lauf der Jahre in den diversen Haushaltungen bis zur Unzahl an, so dass man sich in der Folge ganz gut den Gang in die Kaufläden sparen und aus eigenem Boden einen Handel mit diesen Gegenständen eröffnen könnte. Oft greift man auch hinein in die eigene Vasenfülle und wählt schlicht vom privaten Lager ein Stück für die zu Beschenkenden aus. So kann es aber geschehen, insofern die ändern auch zu diesen praktischen Notmassnahmen greifen, dass es schliesslich spezifische Wandervasen gibt, die reihum gehen wie der schwarze Peter im Kinderspiel.

Der schwarze Peter – eh – die Vase, von der hier die Rede sein soll, war aber kein solches Feld-, Wald- und Wiesenexemplar, sondern sie besass zu ihrem Sachwert für uns noch den des Liebhabers, war sie uns doch von einem im fernen Osten berufstätigen, sehr begüterten Freund geschenkt worden. Sie thronte blickfangmässig fortan hoch über all ihren primitiveren Artgenossen auf einem Büchergestell als Aushängeschild und Etikette unserer Wohnungseinrichtung. So wurde sie zum Inbegriff einer Vase an sich, ja zum Mass aller (Vasen) Dinge und zum Dogma des Kostbaren. Gleichzeitig verwandelte sie unsere Eltern in

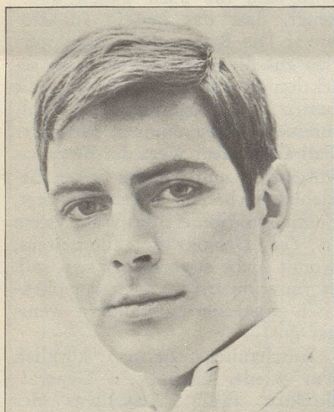


Fetischisten. Mit verklärten Augen sprachen sie nur noch von der Vase. Wie sie so als exotischer, konkurrenzloser Fixpunkt in einsamer Höhe prangte, wurde sie uns stets teurer. Ihr Preis stieg von Woche zu Woche und es wurden ihr immer mehr Nullen an ihren möglichen Wert in Schweizer Franken angehängt, denn die Phantasie lässt sich ja nicht lokalisieren und domestizieren. Derart nach oben floatend, begann sie auch einen sanften Terror auszuüben und wurde schliesslich zum Trauma, um das unsere Alltagssorgen kreisten. Die vollzählige Verwandtschaft richtete ihr Augenmerk auf sie und wir Kinder wurden unentwegt angehalten, ja vorsichtig zu sein. Wir traten nur noch auf Zehenspitzen auf und dämpften die Stimme bis zum Flüstern, um ja nicht durch unerwünschte, unziemliche Schallwellen ihr Dasein zu gefährden. Sie zu zerschlagen wäre das perfekte Verbrechen gewesen, denn die Eingeweihten hätten diesen Verlust kaum überlebt. Der Schock würde sie dahingerafft haben. Ausserdem stand zu befürch-

ten, dass wir ruchlosen Bösewichter unsere rohe Tat in einer Besserungsanstalt abbissen müssten. Der Herzschlag setzte uns aus und schauernd und mühsam rangen wir um Fassung, wenn wir uns ihr näherten und wir hätten sie nur unsern ärgsten Feinden weiterverschickt. Sie gewalttätig im Affekt hinunterknallen kam also aus Selbsterhaltungstrieb nicht in Frage. Wir erhofften eine Naturkatastrophe, die ihr und nur ihr den Garaus machen würde, vielleicht in Form von einem Erdbeben, dessen einziges Opfer eben besagte Vase wäre. Es liess auf sich warten und sie blieb uns am Hals, bis wir auszogen und bis nach Jahrzehnten der elterliche Haushalt aufgelöst wurde. Da wollten wir Geschwister diesen Alptraum unserer Jugend endlich offiziell schätzen lassen. Wir nahmen die Vase von ihrem Piedestal, und wir verspürten dabei so etwas wie herumflatternde Schmetterlinge in der Magengegend. Die Zunge war pelzig vor Aufregung. Ich packte die Kostbare in alle Watte, derer ich habhaft werden konnte. Hernach tastete ich mich vorsichtig wie ein Greis an den Grenzen des Verkehrs dahin zum Museum für Volkskunde. Dort vernahm ich den erstaunlichen Tatbestand, dass sie nicht antik und nur aus rundherum bemaltem Blech sei, ein japanisches Souvenir so analog den Basler-Läckerli. Daraufhin bot man mir auch keine Unsummen an für sie, wie wir anfänglich vermuteten.

Nach dieser Ent-täuschung würden wir sie, im Rückblick auf den vielen Aerger mit ihr in unserer Jugend, gern zertrümmert haben. Doch dies hätte in den Augen der über diese letzten Begebenheiten nicht informierten Verwandtschaft an die Tat des Herostrat im alten Griechenland erinnert, der den Artemis-Tempel in Ephesus in Brand steckte, nur um aufzufallen. Sie ist nun in meinen Besitz übergegangen. Meine Kinder hingegen werden nicht unter ihr leiden müssen.

Auch bin ich ganz überzeugt, dass ihr Herkunftsland Japan ist. Die Japaner definieren die Schönheit: «Schön ist, was vergänglich ist.» Ihre Schönheit ist mit ihrem Nimbus verbunden. Hilda



Jetzt hilft eine Hefekur mit **VIGAR HEFE**

bei unreinem Teint, Bibeli, Furunkulose

bei Magen- und Darmstörungen

bei Frühjahrs- und Herbstmüdigkeit

VIGAR-HEFE Dragées sind geschmackfrei und angenehm einzunehmen
Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.50
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 15.-
in Apotheken und Drogerien

tiho

Ein armer Geplagter in Terzen hat Wadenkrampf und grosse Schmerzen.

Der Arzt fragt: «Wohin?»

«Natürlich Tessin!

Dort heilen auch Schmerzen am Herzen.

Hedwig Lange, Zürich

Einsendungen neuer Limericks erbeten an:

ETT

6500 Bellinzona 1